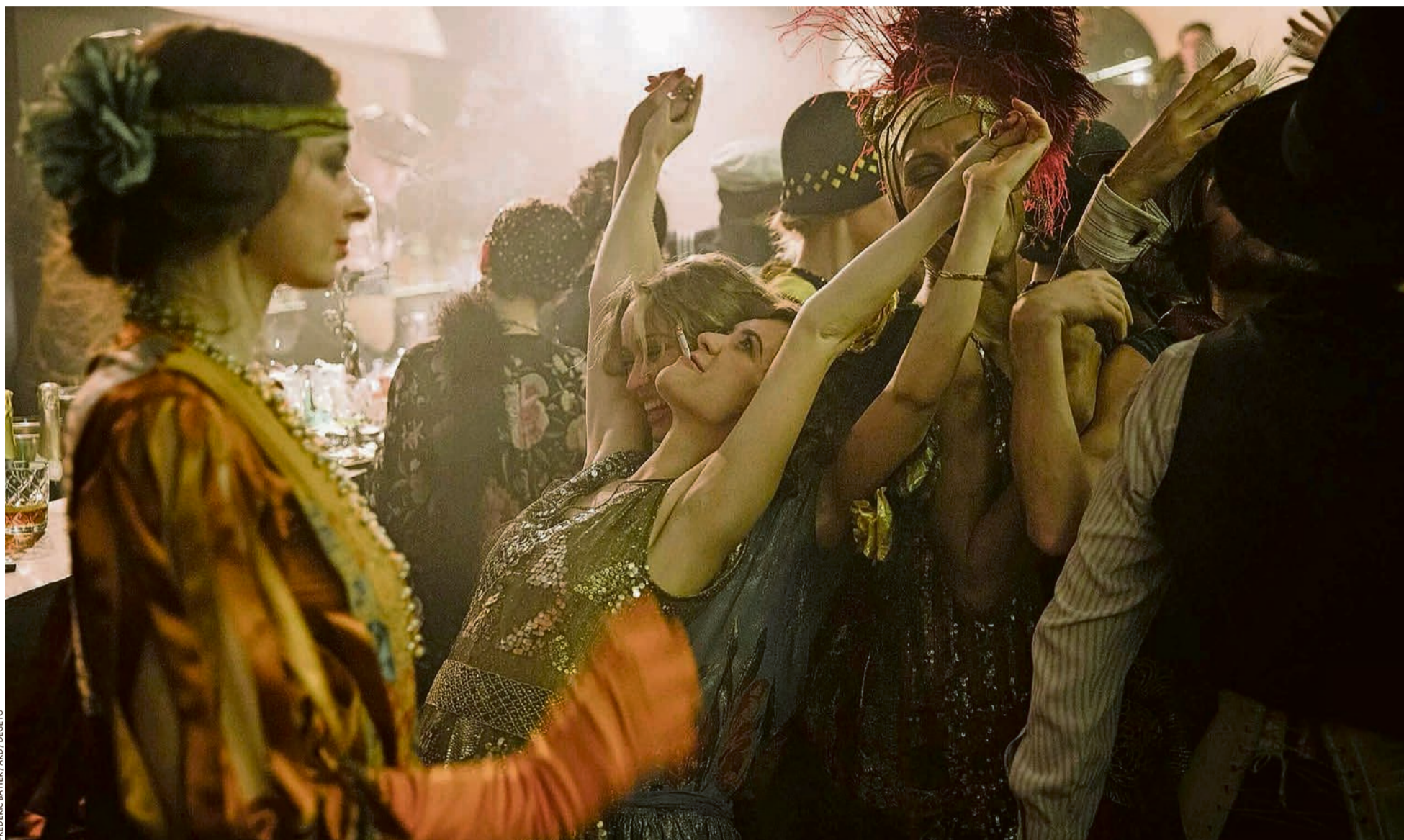


Anriss 1#Blindtext hier und noch wieder, dann während weiter Blindtext **2#****Anriss 2#**Blindtext hier und noch wieder, dann während weiter Blindtext **2#**

Ach, diese Ausgelassenheit! Aber wollen wir da wirklich hin? Szenenfoto aus der Serie «Babylon Berlin» mit Charlotte (Liv Lisa Fries, rechts) und Vera (Caro Kult).

Endlich wieder Rausch

Wenn Corona besiegt ist und all seine Mutanten, dann sollen endlich unsere zwanziger Jahre beginnen. Und zwar mindestens so rauschhaft und kühn wie die vor hundert Jahren! Wirklich? **Von Florian Illies**

Unsere zwanziger Jahre endeten, kaum hatten sie begonnen, mit einer Vollbremsung. Nun, nach der V-förmigen Erholung sowohl der Volkswirtschaft und hoffentlich bald auch der Volksgesundheit, sollen sie ein zweites Mal beginnen. Und diesmal so richtig.

Diese Sehnsucht nach der Zukunft jedoch hat eine ganz merkwürdige Hintergrundmusik - und die klingt nach Charleston, nach Jazz und nach Swing. Ja, die Zukunft, von der jetzt alle träumen, liegt in der Vergangenheit - es sind die «Roaring Twenties», die man gerne ein bisschen zurückhaben will, mit ihrem Rausch, ihrer Gegenwartsbesessenheit, ihrer gesellschaftlichen Kühnheit. Die langen Monate im Lockdown, das Zurückziehen in die eigenen vier Wände, die Kontaktbeschränkungen, das ewige, tranige Herumsurfen auf dem Handy mit wöchentlich bedenklich steigender Bildschirmzeit und die Ablösung der drei Begrüssungsküsse durch die FFP-2-Maske - das alles hat die Sehnsucht nach den Goldenen Zwanzigern als Vorlage für den wilden Sommer 2021ff. zu einer regelrechten Obsession gemacht. Der Mensch ist eben keine Stay-at-home-Aktie.

«Alle sind so ernst geworden», wie Martin Suter und Benjamin von Stuckrad-Barre in ihrem gleichnamigen Buch bilanzieren - aber sehr bald wollen alle, frisch geimpft, endlich wieder lustig werden. Und das Leben nach den Restriktionen und Ängsten der Pandemie soll bitte so rasant und vital daherkommen wie in der fulminant erfolgreichen Fernsehserie «Babylon Berlin» - nur bitte diesmal ohne Mord und Totschlag und mit fließend Wasser.

Vor vier Jahren ist Tristan Garcias kluges Buch «Das intensive Leben. Eine moderne Obsession» bei Suhrkamp erschienen. Obwohl in der Zeit vor der Corona-Pandemie geschrieben, gewinnt es nun, durch den erzwungenen, fast einjährigen Verzicht auf echte Intensität, eine noch grössere Deutungsmacht. Die optimierte Lebensintensität ist zum Glaubensbekenntnis einer neuen globalen Elite geworden - und zwar in allen Lebensbereichen. Auch aus dieser Doktrin der Gegenwart erklärt sich die irritierende Verherrlichung der

Florian Illies



Der deutsche Autor und Kunsthistoriker erzählt in seinen Bestsellern wie «1913» und «Generation Golf» immer wieder vom Gegenwartsbezug der Vergangenheit.

Fortsetzung Seite 52

Dieser Lebensstil war so egozentrisch wie libertär – und genau darin liegt heute natürlich seine grosse Anziehungskraft.



George Grosz malte das Berlin der Zwanziger als «grässliches Neben- und Durcheinander».

Endlich wieder ...

Fortsetzung von Seite 51

zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Das grosse Problem: Wir sehnen uns zurück in eine Zeit, die selbst keine Sehnsucht kannte. Ja, natürlich läuft da ein verführerischer, glamouröser Film ab im eigenen Kopf, wenn man an die Goldenen Zwanziger denkt. Doch es müssten sich mindestens zwei, drei andere Filme darüber legen: vor allem in Deutschland und Frankreich die schreiende Armut der Unterschicht, befeuert durch die galoppierende Inflation, die ganzen Verheerungen eines Nachkriegsjahrzehnts. Im November, Dezember 1918 schleppten sich medikamentensüchtige Verlierer zurück in ihre Heimat, die auf Krücken gingen und deren Seelen für immer verwüstet waren. Wir sollten zum Beispiel den Maler Ernst Ludwig Kirchner nicht nach seinen Goldenen Zwanzigern fragen: Auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben wurde seine einzigartig flirrende Imaginationskraft zerfetzt, er zog sich nach Davos zurück, auf dem vermeintlichen «Zauberberg» in die Täler der Depression stürzend.

Nicht nur das Geld, alles war entwertet in den frühen zwanziger Jahren, vor allem die Utopien. Wolfgang Martynkewicz hat in seinem Buch «1920. Am Nullpunkt des Sinns» die mentalitätsgeschichtliche Verstörung einer Gesellschaft beschrieben, die keine Götter mehr hatte, keine Könige und keine Illusionen. Es herrschte eine vollkommene transzendente Obdachlosigkeit. Hinter der oberflächlichen Rasanz klappte eine grosse Leere, alles war «ermüdet und mythenentleert», wie Gottfried Benn sagte. Mit dem König war auch die Stabilität verschwunden, das Klima heizte sich immer weiter auf, Strassenschlachten zwischen Kommunisten und Rechtsradikalen wurden alltäglich, auch die Regierungswechsel, dann die Morde an Walther Rathenau und Rosa Luxemburg. Die zwanziger Jahre in Berlin waren politisch ein orientierungsloses Taumeln, eine einzige Insolvenzverschleppung.

Und dann 1929: der Schwarze Freitag, der verheerende Börsencrash, von den Zeitgenossen wie eine gerechte «Strafe des Himmels» gesehen für das sündige Treiben auf Berlins Strassen, in den Varietés und Vergnügungstempeln. In dieser Polarität trainierte die NSDAP ihre Muskeln und ihre Techniken der Verführung. Das ständige «Voranrattern», wie Klaus Mann es nannte, diese wummernde Gegenwart der zwanziger Jahre, war eine einzige Überforderung einer seelisch traumatisierten Gesellschaft. «Man riss die Augen auf, bis sie sich daran gewöhnten, offenzubleiben», schrieb Elias Canetti, der aus Wien nach Berlin gekommen war: «Das grässliche Neben- und Durcheinander, wie es einem aus den Zeichnungen von Grosz entgegenschlug, war nicht etwa übertrieben, es war hier natürlich.»

Wir optimierten Zeitgenossen mit akuten Intensitätsdefiziten sehnen uns nun, hundert Jahre später, nach genau diesem Neben- und Durcheinander. Und so naiv das sein mag in Bezug auf die politisch aufgeheizte, sozial eklatante und wirtschaftlich fatale Situation jener Zeit – so nachvollziehbar erscheint dies, wenn man an das Menschenbild der «Roaring Twenties» denkt. Warum dies das erste Jahrzehnt der Frauen war, kann man erfahren in der neusten Ausgabe der «Zeitschrift für Ideengeschichte», des sicherlich inspirierendsten deutschsprachigen Geistesmagazins der Gegenwart. Sie widmet sich dem «Feminismus zwischen den Kriegen». Der Kampf um Macht und Geschlechterrollen, um Weiblichkeit, Männlichkeit und ihre Zwischenstufen bricht in den zwanziger Jahren auf – begünstigt durch die kriegsbedingte psychische und physische Schwächung des vormals starken Geschlechts. Es sind junge Frauen mit grosser visionärer Kraft wie Marianne Breslauer, wie Annemarie Schwarzenbach, wie Meret Oppenheim, die mit ihren Kunstwerken – und ihrem Auftreten – nachhaltig die Konventionen herausfordern und den weiblichen Körper dem gewohnheitsmässigen Zugriff des männlichen Begehrens entzogen. Der Bubikopf wurde zum Signum der neuen Zeit, und ihr Vorbild war Ruth Landshoff: blutjunge Stimme ihrer Generation, Geliebte von grossen Männern (Charlie Chaplin) und grossen Frauen (Josephine Baker), Schauspielerinnen in «Nosferatu», Schriftstellerin, Journalistin, Fotomodell, immer unterwegs im offenen Cabrio, treu nur ihrem Hund und ihrem Lebensstil. Dieser Lebensstil war so egozentrisch wie libertär – und genau darin liegt die grosse Anziehungskraft für die zwanziger Jahre des 21. Jahrhunderts. Sie ist der Anfang der Pop-Literatur, wie Maren Lichardt in ihrem Buch über «Pop in den 20er Jahren» gezeigt hat. Geschmacksfragen sind wichtiger als Politik, es geht um die sich täglich neu befeuernde Verbindung zwischen Leben, Kunst und Zeitschriften und Literatur und Kaffeehaus und Reklame, ein einziges Blitzlichtgewitter der Selbstreferenz.

Und genau das scheint unterbewusst die junge Generation unserer zwanziger Jahre hinabzuziehen in diese nur scheinbar ferne Vergangenheit: Es ist eigentlich wie auf Instagram, nur in Schwarz-Weiss. Jede kleinste Regung, jeder Tanz, jeder Urlaub wird sofort geteilt, damals journalistisch und in den Avantgardezirkeln, heute über das 5G-Netz. Die Hauptfiguren der zwanziger Jahre sind Lehrmeister in der modernen Tugend des Erwartungsmanagements. Das fasziniert eine Zeit wie unsere, in der alle auf ein perfekt optimiertes Aussenbild fixiert sind, in den sozialen Netzwerken beim Zeigen des sogenannten «Privatlebens» wie in den «öffentlichen» Äusserungen der Politiker und Sportler, deren polierte Konformität vor allem das Risiko vermeiden will, dass die argwöhnischen Späher auf Twitter oder in den Boulevardmedien irgendwelche



Sie war das It-Girl der Stunde: Die Schriftstellerin und Schauspielerinnen Ruth Landshoff.



MARIANNE BRISLAUER/FOTOFICTION

Die Schweizer Journalistin und Fotografin Annemarie Schwarzenbach war oft in Berlin.



Der kriegsversehrte Maler Ernst Ludwig Kirchner stürzte in Davos in die Täler der Depression.

Normabweichungen entdecken, früher auch «Lebenszeichen» genannt ...

Die Helden der zwanziger Jahre erreichten diese Regulierung über die Reduktion der seelischen Betriebstemperatur. Verhaltenslehre der Kälte. «Lebensversuche zwischen den Kriegen», so der Titel von Helmut Lethens massstabsetzendem Buch über den Gefühlshaushalt der zwanziger Jahre. Er zeigt, wie die Kühle, das Reduzieren der Affekte zu einem zentralen Thema der zwischenmenschlichen Beziehungen und der permanenten Selbstinszenierung wird. «Sachliche Romanze» heisst Erich Kästners passende Zustandsbeschreibung – seine hundert Jahre alten Gedichte sind in diesem unsrem Winter des Unbehagens übrigens die meistverkauften Lyrikbände im deutschsprachigen Raum.

Die gepanzerten Ichs fanden ihre Heimat in den kühlen Gebäuden aus Stahl und Glas, die das Bauhaus in Weimar und Dessau entwarf. Und in der Malerei der «Neuen Sachlichkeit». Gegen das expressionistische Ideal der «Authentizität», das man nur noch müde belächelte, stellte man das Gebot der Künstlichkeit. Die Maler schauten wie die Chirurgen auf die Welt, unberührbar, den Pinsel nutzend wie ein Skalpell. Niklaus Stoecklin war der einzige Nichtdeutsche, der 1925 in der Mannheimer Kunsthalle in der Ausstellung vertreten war, die der Bewegung den Namen gab. Vor vier Jahren aber hat das Museum Oskar Reinhart in Winterthur in einer wichtigen Ausstellung über «Neue Sachlichkeit in der Schweiz» gezeigt, dass nach der grandiosen Sinnentleerung des Dadaismus, der altertümliche, hyperrealistische Malstil einer neuen Generation von Künstlern wie Stoecklin, Eduard Gubler und François Barraud Halt gab in einer spürbar kippenden Gegenwart. Denn auch das gehört

zur bitteren Wahrheit, gerade der zwanziger Jahre in Deutschland: Weder der gesellschaftliche Aufbruch der Frauen, also die neue Literatur um Vicki Baum, Ruth Landshoff, Irmgard Keun, Gabriele Tergit und Mascha Kaléko oder die neue Fotografie um Marianne Breslauer, Annemarie Schwarzenbach und Lotte Jacobi konnten die heranahende Katastrophe verhindern noch der Versuch von Dichtern wie Bertolt Brecht, Ernst Jünger und Gottfried Benn und Malern der Neuen Sachlichkeit, die voranstürmende Zeit mit ihren Werken aufzuhalten und schockzufrosten. Ja, in der Entmenschlichung des menschlichen Antlitzes in diesen neusachlichen Bildern sind eben aus heutiger Sicht auch die Urkatastrophen des Holocaust und des Krieges schon zu spüren, in den desillusionierten Figuren der Stücke Brechts, in der inneren Agonie, der verzweifelten Weltflucht in den Gedichten Benns. Überall, je länger die zwanziger Jahre dauern und sich verdunkeln, lauter leere Augen, die schon zu viel gesehen haben – und die dennoch wissen, dass das Unerträglichste noch vor ihnen liegt.

Ja, die zwanziger Jahre enden in der Katastrophe. Nur für wenige Glückliche endeten sie in der Schweiz, im Exil, in Zürich, wie für Thomas Mann und Else Lasker-Schüler, oder an den tröstenden Gestaden der Tessiner Seen. Auch das darf man nicht vergessen, wenn man heute von den «Roaring Twenties» träumt. Deshalb Vorsicht: Für die Sehnsucht in die Vergangenheit kann man keine Reiserücktrittsversicherung abschliessen. Es ist eine echte Risikobegegnung. Denn den Nostalgiker verbindet mit dem Apokalyptiker, dass er eine zu klare Vorstellung von der Zukunft hat. Geschichte wiederholt sich nicht. Sie kommt immer als Mutante zurück.